

Gedenkreden auf Hans Fischer "Fis"

Autor(en): **Wehrli, René / Bernoulli, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **39 (1959-1960)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEDENKREDEN AUF HANS FISCHER «FIS»

VON RENÉ WEHRLI UND CHRISTOPH BERNOULLI

Diese Ansprachen wurden am 20. Juni 1959 zur Eröffnung der Ausstellung Hans Fischer im Kunsthaus Zürich gehalten. Wir veröffentlichen sie im Hinblick auf die für Basel und andere Städte des In- und Auslandes vorgesehenen «fis»-Ausstellungen. Die Redaktion

Die Eröffnung dieser Ausstellung präludiert den diesjährigen Juni-Festspielen, zu deren Veranstaltungen sie zählt. Und mir scheint, das hier gezeigte Werk Hans Fischers sei in seiner Geglücktheit und Heiterkeit geradezu prädestiniert, so im Zeichen der Festlichkeit zu erscheinen und in seiner köstlichen Freiheit und — weil der Tiefe nicht entbehrenden — echten Leichtigkeit vergessen zu machen, daß es sich um eine Gedächtnisausstellung für ein allzu früh abgeschlossenes Leben und Werk handelt. Doch der Künstler, wie Sie ihn alle kannten, war ja alles andere als ein Kopfhänger, und so handeln wir sicher in seinem Sinne, wenn wir uns heute und in den nächsten Wochen seiner Gegenwart im reich ausgebreiteten Werk freuen. An einem Werk, das, wie die jetzt im Flore stehenden Sommerwiesen, voll Feinheit und Zartheit der Bildungen ist, bewegt in den Winden, die darüber hinstreichen, aber auch voll starken und zähen, aus guter Erde genährten Wachstumskräften; eine Weide der fleißigen Bienen wie der leicht hinsegelnden Sommervögel, eine Augenweide auch für uns Schauende, seien wir nun Bienen oder Schmetterlinge. Es steht uns frei, uns an der inständigen Treue der Naturstudien zu erfreuen, an der immer wieder neu einsetzenden Antäischen Rückwendung zur Natur oder an den daraus hervorstehenden Spielen der Laune und Phantasie, empfänglich für die Verwandlungen und Metamorphosen. Denn wie über den Frühlingswiesen der Kukuksruf erschallt, lockend, narrend, Ausdruck der täuschend spielenden Vielfältigkeit, Vieldeutbarkeit der Natur, so ist davon ja auch etwas in seinem Werk, das uns so vertraut scheint, so einfach, fast kindlich, jedenfalls in vielem auch den Kindern verständlich, ihrer Liebe zugänglich. Wie das Märchen, das ja nicht nur die Kinder durch seine Wunder und durch seine höhere Wahrheit erfreut, an kein Alter des Aufnehmenden gebunden ist und an verborgene Geheimnisse, an tiefere Schichten des Welt- und Menschenwesens zu rühren vermag.

Nicht umsonst sind dem Illustrator Fischer Märchen und Märchenwelt teuer, ergeht er sich in ihnen wie im Eigenen, sie gläubig aufnehmend, an ihnen schöpferisch spinnend, in der Einfalt weise wie das Kind. Die Metamorphosen zogen ihn an, wie jeden für den keine scharf trennenden

Grenzen zwischen die Schöpfungsbereiche gelegt sind, die im Tier das Menschliche, das Verwandte zu sehen bereit sind; nicht im Sinne einer Vermenschlichung, sondern einer franziskanisch geschwisterlichen Schöpfungsverwandtschaft. Im Sinne der Arche Noah, die der Künstler an so manche Schulhauswand gezaubert hat. Nicht der elegante, weltstädtische Ovid hat ihn als Illustrator angezogen, sondern die Märchen-, die Fabel-Dichter, die uralte Schätze der Menschheit bewahrend ans Licht heben. Äsop, der geniale Aristophanes, vor allem aber La Fontaine, der sehr einfach scheint und auch ist, und doch als Erbe in einer späten, verfeinerten Kultur stehend, von höchstem Kunstverstand. Denn der Künstler Hans Fischer war ja kein Primitiver, nicht nur das heiter spielende Kind, als das er manchem erscheinen wollte, und das er *auch* war; sondern er nahm freudig und kritisch teil an den Schätzen unserer Kultur, als ein Mensch von beweglicher Sensibilität und als Besitzer eines gediegenen Schulsackes, den ihm seine Eltern, die beide Lehrer waren, mitgegeben hatten. So kannte er vielleicht auch jene Stellen aus einem dichterischen Werk unserer Zeit, aus Hermann Hesses «Narziß und Goldmund», die ihm wie auf den Leib geschrieben scheinen und die ich hier zu Gehör bringen möchte, damit bei dieser Eröffnung auch das Wort eines Dichters und Künstlers gegenwärtig sei:

«Manchmal schreibe ich irgendeinen griechischen Buchstaben, ein Theta oder Omega, und indem ich die Feder ein klein wenig drehe, schwänzelt der Buchstabe und ist ein Fisch und erinnert in einer Sekunde an alle Bäche und Ströme der Welt, an alles Kühle und Feuchte, an den Ozean Homers und an das Wasser, auf dem Petrus wandelte, oder der Buchstabe wird ein Vogel, stellt den Schwanz, sträubt die Federn, bläst sich auf, lacht, fliegt davon. . . »

«Es fiel ihm ein, wie er in Mußestunden manchmal gezeichnet hatte, wie er mit dem Griffel auf seiner Schreibtischtafel Figuren gezogen hatte, Blumen, Blätter, Bäume, Tiere, Menschenköpfe. Damit hatte er oft lange gespielt, und manchmal hatte er wie ein kleiner Herrgott Kreaturen nach seinem Willen erschaffen, er hatte in einen Blumenkelch Augen und einen Mund gezeichnet, er hatte ein aus dem Zweig sprossendes Blätterbündel zu Figuren gestaltet, er hatte einem Baum einen Kopf aufgesetzt. Bei diesem Spiel war er oft eine Stunde lang glücklich und verzaubert gewesen, hatte zaubern können, hatte Linien gezogen und sich selbst davon überraschen lassen, ob aus der begonnenen Gestalt das Blatt eines Baumes, die Schnauze eines Fisches, der Schwanz eines Fuchses, die Augenbraue eines Menschen werde. So sollte man verwandlungsfähig sein, dachte er jetzt, wie es damals die spielerischen Linien auf seinem Täfelchen gewesen waren!»

Aus dieser besondern Art von Hans Fischers Werk, aus der Intimität dieses Werkes ergeben sich die Schwierigkeiten einer großen Ausstellung, wie wir sie heute eröffnen. Und nun hoffen wir, daß diese wie ein

Strauß aus unsern reich blühenden Gärten die alten und die neu hinkommenden Freunde des Künstlers erfreuen wird.

René Wehrli

*

Vor Sie hintreten will ich und ohne Zögern von meinem Freunde Hans Fischer sprechen. Ohne Umschweife, ohne lange Erklärungen, werde ich versuchen, von ihm zu reden; denn von der Aufforderung, solches an seiner Gedächtnisausstellung zu tun, kann nur *eine* Antwort kommen, die Zusage. Mag das Reden über einen toten Freund und seine Kunst mit Schwierigkeiten verbunden sein — danken, einfach danken — muß ja jedes Kind schon können, und ein nicht mehr junger Freund erst recht.

Friedrich Nietzsche sagt einmal in einer «unzeitgemäßen Betrachtung», er räche sich an einer Empfindung, die ihn oft gekränkt habe, indem er sie der Öffentlichkeit preisgebe. Da ich die Gefühle der Sympathie, die mich mit Fis verbinden, bekunden darf und muß, wird meine kurze Aussage keine Preisgabe sein.

In seinem letzten Lebensjahr erst habe ich ihn kennengelernt. Wir sind uns in Basel bei Hilt zum erstenmal begegnet. Ein Gespräch begann, das nicht Anfang, sondern Fortsetzung war. Fis sprach eindrücklich und lebhaft von seinen Arbeiten und Büchern; ihm zuzuhören war eine Lust, gehörte er doch zu den seltenen Künstlern, die es wagen dürfen, sich selber zu deuten. — Wir alle wissen, wie peinlich Atelierstunden sein können. . .

Hans Fischer redete über seine Kunst, als müsse er den schöpferischen Vorgang, das Werden selbst, noch einmal neu vor uns entstehen lassen. Die Freude am Fabulieren, die Intensität seiner Sprache, die Lebhaftigkeit seiner Augen, seiner Gestik und der Charme seiner Worte, aus denen es wie eine Verpflichtung klang, für die Schönheit und die Phantastik der Erscheinungen einzutreten, machten ihn zu einem bezaubernden Fürsprecher des Lebens.

Im Zorn über das Böse hat Martinus Luther in einer seiner Tischreden die Meinung geäußert, Himmel und Erde könnten nur durch die Vergesslichkeit Gottes entstanden sein — die Schaffung der Welt sei also aus einer Erschöpfung zu erklären!

Das Werk, in dem wir uns in wenigen Augenblicken versammeln werden, wirkt, gegen diese Meinung gehalten, wie ein grandioses Plädoyer. Selbst oft erschöpft, konnte Fis im kosmischen Leben, im Geheimnis des Wassers, im Blau der Luft nur Glück und Wunder sehen. Er ist ein Enthusiast, und wir tun gut daran zu denken, daß das griechische Wort Enthousiazein, «von Gotte erfüllt sein» heißt. Einen Sinn im Segen der Fülle ergrübeln zu wollen, erscheint Fischer widersinnig. Rätselraten ist Zeitverlust. Die Tagebuchseiten, die in dem soeben erschienenen,

von Hans Kasser behüteten Buche über Fis stehen, zeigen die Denkbegabung eines grundgescheiten Künstlers.

Aber Fis war kein Grübler. Als denkendes Wesen kam er mir vor wie ein Wellenreiter oder wie Taras auf dem Rücken der Delphine im Bilde tarentinischer Münzen. Er konnte sich tragen lassen und den Augenblick als schönes, dichtes Element der Ewigkeit erleben. Vor Menschheitsfragen: «Que sommes nous, d'où venons nous, où allons nous?» fehlt bei Hans wie beim Kinde das «Warum». Fis bleibt vor dem Geschenk des Lebens staunend und dankbar, nehmend und formend stehen. Die magische Schönheit der Natur, die Seelenverwandtschaft mit Tier und Dämon, mit Pflanze und Gespenst, bilden schon die Antwort auf das Warum. Das alles-wandelnde Leben, die großen Zeitwörter «Werden, Sein, Vergehen», mit Fragen nach Schuld und Sühne zu verflechten, ist nicht Hans Fischers Art. Hier unterscheidet er sich von seinen Lehrern Meyer-Amden und Paul Klee, aber er tritt als Dritter in den Bund dieser beiden großen Künstler, gleichsam als Weltkind in die Mitte!

Und beim Worte *Kind* gehen meine Gedanken ins Haus nach Feldmeilen zu den drei Kindern, zur Gattin Bianca und dann zu der riesigen Familie der Ungezählten, die alle zehren vom Glück, das uns Hans Fischer in seinem Werk als Zeichner und Maler, im Wandbild und in den Büchern geschenkt hat. Und weil ich selber nur eine schwache Stimme im großen Chor der Liebenden bin, möchte ich zum Schluß Gedanken von Freunden zitieren, die alle mithelfen, den großen Dank echter Verpflichtung auszusprechen.

Da lese ich:

«Ist nicht dies das Beglückende an Fischers Werk, daß er die Welt liebend in das Paradies verwandelt, in dem die Kinder noch leben» (Spinner). Und eine zweite Stimme sagt: «Er schuf Kinderbücher, Märchenbücher, die den schönsten Ruhm erhielten, den man sich denken kann: die Liebe der Kinder. Der Erfolg war so echt und so warm, daß diese Bücher über Europa hinausgingen, amerikanische so gut wie japanische Verleger fanden. Das Geheimnis lag darin, daß Hans Fischer nicht als Erwachsener zu den Kindern sich niederbeugte, sondern aus der Fülle einer wach und lebendig gebliebenen lauterer Kindlichkeit — gewissermaßen als begnadetes Kind zu den Kindern — unmittelbar sprach» (Vogt). Die dritte Stimme sagt: «Liebe, entspringend aus Lebenswürdigkeit, wurde ihm in reichem Maße zuteil von allen, die ihn kannten; aber auch die Zuneigung vieler, die ihm nicht persönlich nahestanden, die er aber durch seine Werke erfreute. Das, was der Künstler in unserer Zeit so selten erreicht, ist ihm ungesucht zugefallen, wie dem Sonntagkind in den Märchen, die er so gerne las: ‚Volkstümlichkeit‘» (Wehrli). Und als letztes: «Wenn ich diese rasch, aber mit liebevoller Präzision aufs Papier geworfenen Skizzen betrachte, so glaube ich Hans Fischer vor mir zu sehen, den Tonfall seiner Stimme zu hören, seinem

heftigen Gebärdenspiel zu folgen. Denn es war ihm gegeben, den holden Bau, den Farbenzauber einer Blume oder die abenteuerlichen Formen eines Tieres, eines Krebses oder eines Meerfisches zum Beispiel, mit Worten ebenso anschaulich zu schildern wie mit Stift und Pinsel. So steht eins fürs andere, das Dauernde einer Zeichnung fürs Unwiederbringliche des Gesprächs» (Gasser).

Als der Ruhm wie eine von allen Seiten anbrandende Flut Hans Fischer erfassen wollte, hat er die Welt, sein Haus verlassen. — «Kennen Sie die Legende von Wu Taotse?» frug mich ein Chinese bei der Nachricht vom frühen Tode unseres Freundes.

Als Wu Taotse den Besuch des Kaisers erhielt, ging Chinas größter Maler ein in die Landschaft, die er auf die Wand des Palastes gezaubert hatte. Er ging vor den Augen des erstaunten Herrschers ein in sein Bild, verschwand in ihm und ward nie mehr gesehen. . .

Daß auch Hans Fischer in sein Werk eingegangen ist und in ihm gegenwärtig bleibt, wird uns stets viel mehr als Trost sein!

Christoph Bernoulli

DAS BALLSPIEL

VON HEINRICH BÖLL

Aus dem Mitte September dieses Jahres
im Verlag Kiepenheuer und Witsch er-
scheinenden Roman *Billard um halbzehn*.

Er spielte schon lange nicht mehr nach Regeln, wollte nicht Serien spielen, Points sammeln; er stieß eine Kugel an, manchmal sanft, manchmal hart; scheinbar sinnlos und zwecklos, hob sie, indem sie die beiden anderen berührte, für ihn jedesmal eine neue geometrische Figur aus dem grünen Nichts; Sternenhimmel, in dem nur wenige Punkte beweglich waren; Kometenbahnen, weiß über grün, rot über grün geschlagen, leuchteten Spuren auf, die sofort wieder ausgelöscht wurden; zarte Geräusche deuteten den Rhythmus der gebildeten Figur an: fünfmal, sechsmal, wenn die angestoßene Kugel die Bande oder die anderen Kugeln berührte; wenige Töne hoben sich aus der Monotonie heraus, hell oder dunkel; die wirbelnden Linien waren alle an Winkel gebunden, unterlagen geometrischen Gesetzen und der Physik; die Energie des Stoßes, die er durch die Queue dem Ball mitteilte, und ein wenig Reibungs-